

Zeitschrift: Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung
Herausgeber: Pro Senectute Schweiz
Band: 79 (2001)
Heft: 7-8

Artikel: Ein Lernprozess für alle
Autor: Nydegger, Eva
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-724626>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Lernprozess für alle

Die Begegnung mit Fremden ist für manche Schweizerinnen und Schweizer eine Herausforderung. Institutionen und private Initiativen verstehen es, Spannungen zu entschärfen und Brücken zu bauen.

VON EVA NYDEGGER

Ümran Schellings erster Eindruck der Schweiz: «Ich fühlte mich wie im Paradies. Alles war schön, sauber. Und dann diese Blumen, die Häuser und Berge...» Die Architekturstudentin aus Istanbul verliebte sich in einen Schweizer, reiste jedoch wieder zurück in ihre Heimat, die Türkei. Nach einer Woche stand der elf Jahre ältere Zürcher Architekt vor ihrer Tür.

So beendete sie noch ihr Studium und verliess 1975 ihre Familie und ihr Land, um zu ihm in die Schweiz zu ziehen. Sie bewunderte ihren Mann und freute sich auf die gemeinsame Arbeit und auf Kinder mit ihm. Als diese wirklich kamen, war das, was wie ein Märchen begann, bald ganz anders.

«Unsere Intimität wurde durchlöchert», beschreibt sie die Ehe in ihrer eigenwilligen Ausdrucksweise. Von Anfang an litt sie darunter, nicht als Architektin, sondern in erster Linie als Türkin wahrgenommen zu werden. «Meine Gastfreundschaft und Wärme wurden zwar angenommen, doch – sie bewirkten nichts.»

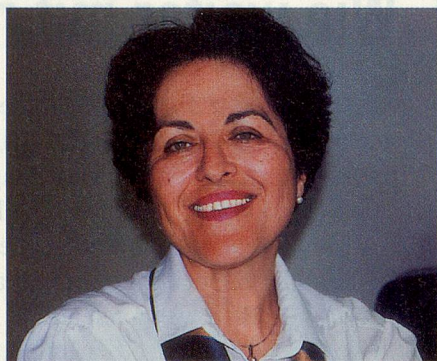
Gratwanderung zwischen Kulturen

Nach zwölf schwierigen Jahren gelang es Ümran Schelling, ihrem Leben in der Schweiz einen neuen Sinn zu geben. Schon in ihrer Jugend war sie fasziniert von mystischen Texten, islamischer Kalligraphie und heutiger Kunst. Nach der Trennung von ihrem Mann begann sie, neue, eigene Kalligraphie-Techniken zu entwickeln.

Dabei vereinte sie die Erinnerungen an die Türkei mit ihren Schweizer Erfahrungen. «Ich erlebe meine Arbeit als intensive Gratwanderung zwischen den

zwei Kulturen. Ich möchte vor allem die Gemeinsamkeiten zum Ausdruck bringen», betont Ümran Schelling, die für ihre Kunstwerke mittlerweile viel Anerkennung bekommt. Gegenwärtig sind einige ihrer Werke in der renommierten Fondation Beyeler in Basel zu sehen.

Ümran Schelling spürt, dass sie nur durch das Leiden an ihrem «Fehltritt» von Istanbul nach Zürich zu ihrem Abenteuer «Kalligraphie-Grafik» finden konnte. Ihre



**In meiner Arbeit
möchte ich die
Gemeinsamkeiten zum
Ausdruck bringen.**

Ümran Schelling

Arbeit erfüllt sie und ermöglicht ihr bereichernde Begegnungen mit Schweizern. «Was man mit der Seele macht, bringt Früchte», ruft sie mit einem Lachen und ansteckender Überzeugung aus.

Wenn Konflikte entstehen

Nicht allen Migrant*innen gelingt die Integration so gut wie Ümran Schelling. Beson-

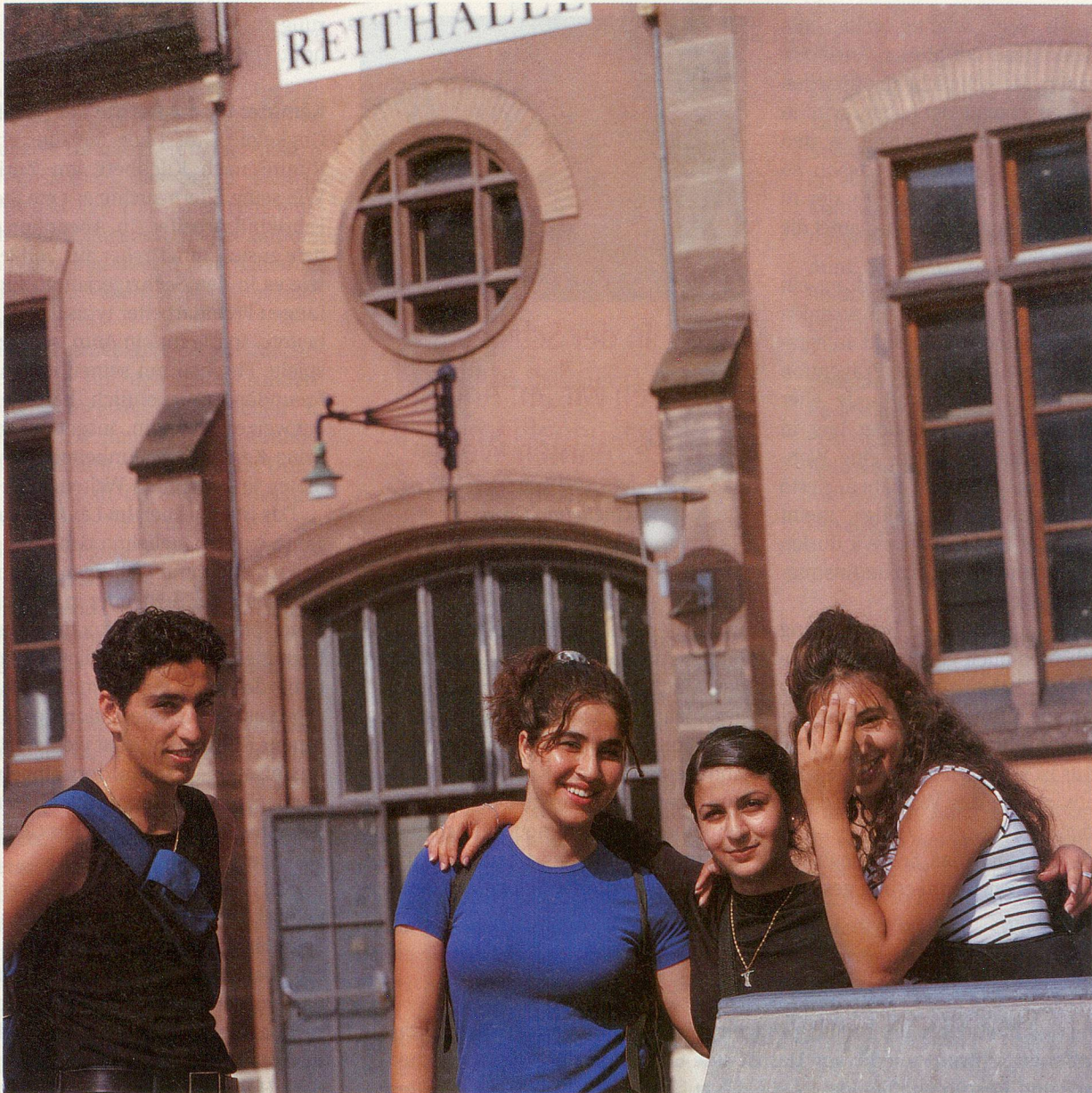
ders schwer haben es oft Flüchtlinge. «Ich kann die ganze Nacht nicht schlafen und irre in der Wohnung umher. Mein Kopf droht zu zerplatzen. Ich kann meine Gedanken nicht mehr ordnen.» So beschreibt der Vater einer Flüchtlingsfamilie seine Befindlichkeit vor und nach Gesprächen mit dem Sozialarbeiter auf dem Sozialamt.

«Dieser Mann ist arrogant und unerschämmt. Anerkannter Flüchtling hin oder her – er soll merken, dass hier in der Schweiz nicht alles nach seinem Willen geht.» Dies die Sichtweise des Sozialarbeiters, der seinen kurdischen Klienten als immer fordernder erlebt.

Die Familie aus der Türkei war nach der Anerkennung des Flüchtlingsstatus voller Hoffnung, sich in der Schweiz eine neue Existenz aufbauen zu können. Doch der Vater fand keine Arbeit, was seine Würde als Ernährer der Familie antastete. Der Frau gelang es als Analphabetin nicht, Deutsch zu lernen, und die Kinder litten unter Schulproblemen.

Um sich vom Sozialarbeiter nicht mehr demütigen zu lassen, holt der Mann das der Familie zugesprochene Geld nicht mehr ab und macht Schulden. Als er keine Rechnungen mehr bezahlen kann, werden Gas und Elektrizität abgestellt. Um sich zu wehren, beschuldigt er den Sozialarbeiter in der Öffentlichkeit mit Hilfe eines Journalisten.

«Niemand wollte, dass es so weit kommt», berichtet Hanspeter Fent, Projektleiter des «SOS-Teams für interkulturelle Konflikte und Gewalt» (TikK). Er wurde beigezogen, als die Situation zwischen der Flüchtlingsfamilie und dem Sozialdienst immer schwieriger wurde. Und er half, wieder eine sachbezogene, von gegenseitigem Respekt getragene Beziehung herzustellen.



KURT WYSS

In Jugendtreffs kann es zu Konflikten kommen – nicht hier bei der Kulturwerkstatt Kaserne Basel.

«Konflikte gehören zum Zusammenleben, sie sind nicht grundsätzlich schlecht. Beide Seiten können gewinnen, wenn daraus gute Lösungen entstehen», fasst Hanspeter Fent seine Grundeinstellung zusammen. Die Erfahrungen im TikK, das von der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft vor fünf Jahren lanciert wurde, zeigten ihm, dass Konflikte vor allem dann kaum ohne fremde Hilfe zu bewältigen sind, «wenn sich die beteiligten Parteien nicht von gleich zu gleich begegnen, wenn es zwischen ihnen ein Machtgefälle gibt».

Im Kontakt zwischen Ausländern und Schweizern ist dies oft der Fall. «Zum Problem wird das Zusammenleben immer

dann, wenn grundlegende Bedürfnisse nicht befriedigt werden.» Hanspeter Fent meint damit nicht nur Nahrung und ein Zuhause, sondern auch Verständnis und soziale Anerkennung. Er wehrt sich dagegen, dass Konflikte mit Zugewanderten vor allem mit deren Kultur zu tun haben sollen.

Trotzdem gilt: «Verhaltensweisen, die man nicht kennt, können verunsichern.» Zur Arbeit des TikK gehört also auch das Vermitteln von Wissen wie: «In der Türkei schaut man Respektspersonen nicht in die Augen. Redet ein türkischer Vater mit dem Schweizer Lehrer seines Kindes und schaut ihn dabei nicht an, fühlt sich dieser nicht respektiert.»

Rezepte für eine fortschrittliche Integrationspolitik sind auch in Basel-Stadt zu holen, wo Menschen aus 156 Nationen leben. Thomas Kessler, seit 1998 kantonaler Beauftragter für Migrations- und Integrationsfragen, ist überzeugt, dass mit der Integration der dauerhaft zugelassenen Ausländerinnen und Ausländer möglichst früh und schnell angefangen werden muss.

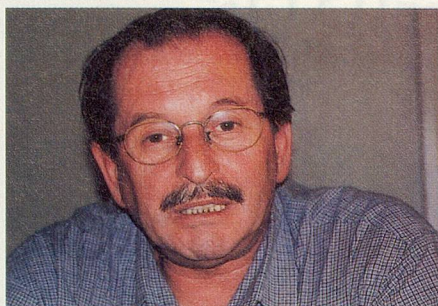
Deshalb werden alle Neuzuzüger gleich am Tag der Anmeldung über Kurs- und Beratungsangebote orientiert. Geplant sind auch so genannte Frühkindergärten: «Die ausländischen Kinder sollen unsere Sprache sowie die Sitten und Gebräuche schon vor der Schulzeit kennen

lernen.» Als sehr wichtig gelten die Deutschkenntnisse der Mütter. Ausländischen Frauen, die sich nicht zu offiziellen Sprachkursen angemeldet haben, wird in den Sommermonaten Deutsch in den Basler Stadtparks unterrichtet. «Nur so können die Erziehenden ihre Kinder in der Schule später unterstützen», lautet die Begründung.

Für Thomas Kessler ist Bildung ein Schlüsselwert, der dazu beiträgt, sozialen Abstieg zu verhindern. So sind Integrationsmassnahmen auch zur Prävention von Straftaten wirkungsvoll. «Je eher Ausländerinnen und Ausländer hier in stabilen Verhältnissen leben, eine Wohnung, Arbeit und Freunde haben, desto weniger werden sie straffällig», meint Thomas Kessler und fügt an: «Wir dürfen von den Migranten auch eigene Anstrengungen verlangen.»

Dass die ausländische Bevölkerung neben Pflichten auch gleiche Rechte wie wir Schweizer haben sollten, ist für den Integrationsbeauftragten selbstverständlich. Die Einführung des Stimm- und Wahlrechts ist vorgesehen. Doch die konkrete Entwicklung des Wohnumfelds ist dringender.

Damit soll auch das Selbstbewusstsein der Schweizer Bevölkerung gestärkt



In der Schweiz lebten wir am Anfang in getrennten Welten.

Guglielmo Grossi

werden – vor allem in den Quartieren mit hohem Ausländeranteil. «Wir sind daran, das Matthäusquartier aufzuwerten. Das geschieht nicht mit Blumentöpfen, sondern mit gezielter Verkehrsberuhigung und dem Bau von Familienwohnungen und Quartiertreffpunkten. So ist im Kirchgemeindehaus ein neues Begegnungszentrum geplant, das die jungen Migranten mit der älteren Schweizer Bevölke-

zung in guten Kontakt bringen wird», hofft Thomas Kessler.

Kämpfer für die Rechte der Ausländer

Guglielmo Grossi zog mit fünfzehn von Rimini nach Kilchberg am Zürichsee. Wie seine Eltern suchte er eine Stelle als Fabrikhilfsarbeiter. In Abendkursen bildete er sich zum Dreher aus und lebte so, wie es in den Sechzigerjahren für einen jungen Fremdarbeiter typisch war: Er arbeitete, sparte für ein Auto, scherzte und spielte Fussball mit seinen italienischen Freunden. Gelegentlich hatte er eine Schweizer Freundin, insgesamt galt für seine Kontakte zu Einheimischen: «Wir lebten in getrennten Welten.»

Das ist lange her. Im Lauf der weiteren Jahre wurde Guglielmo Grossi zu einem beharrlichen und wichtigen Kämpfer für die Rechte der Ausländer in der Schweiz. Seine politischen Aktivitäten, die 1968 begannen, gipfelten kürzlich in der Gründung des auch vom Bund anerkannten «Forums für die Integration der MigrantInnen» (FIM). Möglichst viele Ausländerorganisationen sollen dort eingebunden werden, um der Stimme der Migranten in der Schweiz mehr politisches Gewicht zu verleihen.

Seit 1999 ist Guglielmo Grossi selber Schweizer. In den Achtzigerjahren, als er Sekretär der Italienerorganisation «Colonie libere» war, trug er einiges dazu bei, dass in der Schweiz das Doppelbürgerrecht eingeführt wurde. «Als ich den damaligen Direktor des Arbeitgeberverbandes, Heinz Allenspach, vom Anliegen überzeugt hatte und er die Unterstützung seiner Leute zusagte, war die Sache geritzt», erinnert er sich schmunzelnd.

Beruflich arbeitet er heute für die Gewerkschaft Bau und Industrie (GBI) in Bern. Guglielmo Grossi verhandelt mit Arbeitgebern, kontrolliert Baustellen und hilft Bauarbeitern, gegenüber den Patrons ihre Rechte durchzusetzen. Da hat er viel mit Ausländern zu tun, manchmal mit Schweizern, vereinzelt mit Rassisten. Fremdenfeindliche Sprücheklopfer fordert er energisch auf: «Schau mal genau hin, wieso du unzufrieden bist – und wo eigentlich die Verantwortung liegt.»

Jugendarbeiter im Clinch

Von Erfahrungen mit Begegnungszentren kann wiederum der TikK-Leiter erzählen. Mehrmals wurde Hanspeter Fents Team

CH-X-BEFragung

Eine Mehrheit der heute Zwanzigjährigen zieht den «Sonderfall Schweiz» der «offenen Schweiz» wieder vor. Das ist eine Erkenntnis der Eidgenössischen Jugend- und Rekrutenbefragung «ch-x», die auf mehr als 20 000 ausgefüllten Fragebogen basiert. Die Fragen wurden auch von vielen Eltern und Grosseltern der befragten Schweizer Jugendlichen beantwortet.

Interessant sind die Resultate zur Haltung zu Ausländern. Die Jungen sind Ausländerinnen und Ausländern gegenüber deutlich intoleranter eingestellt als ihre Eltern und Grosseltern. Nicht der Verlust von Arbeitsplätzen oder Umweltschäden sind an ihrem Wohnort ihre grösste Sorge, sondern Spannungen zwischen Einheimischen und Ausländern. Fast ein Drittel der Befragten findet sogar, dass Ausländer und Schweizer hauptsächlich ihre eigenen Traditionen pflegen sollten. Dennoch wünscht nur eine Minderheit eine strikte Trennung der Lebenswelten. Gegenseitige Kontakte, «um voneinander zu lernen», bejahen 69 Prozent der Jungen. Doch auch hier sind die Eltern (zu 85 Prozent) und die Grosseltern (zu 73 Prozent) kontaktfreudiger!

Die Haltung der Jugendlichen variiert stark, je nach Bildung. Wer vier Jahre Lehre oder eine Matur hinter sich hat, ist in der Regel toleranter. Auf der Stufe der Anlehre und der dreijährigen Lehre ist es wahrscheinlicher, dass Schweizer Jugendliche mit ausländischen in Wettbewerb treten. Für Fachleute wie Hanspeter Fent drücken deshalb die Befragungsergebnisse nicht vor allem eigene negative Erfahrungen mit Migranten aus, sondern eher die Furcht um das eigene Vorankommen im Leben.

bei Spannungen zwischen ausländischen und schweizerischen Jugendlichen in Jugendtreffs aktiv. «Wenn sich die Jugendarbeiter überfordert fühlen, reagieren sie mit Ausgrenzung der jungen Albaner oder Jugoslawen. Das bringt nichts.» Nach Ansicht von Hanspeter Fent muss ein betroffener Jugendtreffleiter mit den jungen Migranten über ihr Verhalten reden und ihnen helfen, Zukunftsvisionen zu entwickeln.

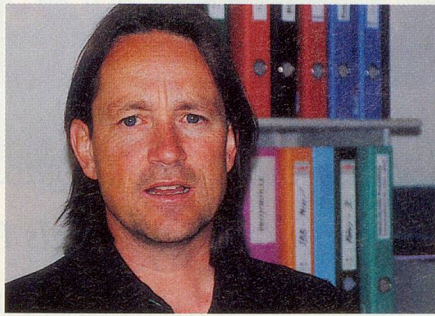
Doch oft provoziert deren «Machogehabe» nicht nur den Leiter, sondern auch die Schweizer Jugendlichen so stark, dass diese nun dem Treff fernbleiben. Damit kommt der Leiter unter Druck seiner Trägerschaft, die erwartet, dass der subventionierte Treff möglichst vielen Jugendlichen zugute kommt. «Anstatt die jungen Ausländer nicht mehr in den Treff reinzulassen und die Konflikte einfach zu verlagern, ermöglichen wir einen Lernprozess für alle Beteiligten», ergänzt der TikK-Leiter.

Er ist überzeugt, dass vergleichbare Mechanismen auch in der Erwachsenenwelt ablaufen: «Man bedient sich falscher Stereotypen und spricht nicht über die eigentlichen Themen und Bedürfnisse.» Hanspeter Fent stellt bei seiner Arbeit fest, dass gewaltsame Konflikte, in die Zugewanderte verwickelt sind, die Stimmung in der Schweizer Bevölkerung massiv beeinflussen. «Das Ansehen der vielen Ausländer, die hier ein ganz normales Leben führen, leidet unter aufsehenerregenden Einzelfällen.»

Der TikK-Leiter sieht mit Sorge, dass vermehrt gerade Schweizer und Schweizerinnen, die in ausländerreichen Quartieren leben und selber ums Überleben zu kämpfen haben, sich zu einer fremdenfeindlichen Haltung aufhetzen lassen. Doch: «Klar ist es einfacher, tolerant zu sein, wenn man selber entscheiden kann, ob und wann man mit welchen Migranten Kontakt aufnehmen will.»

Brücken bauen

Vor allem in Quartieren mit billigen Wohnungen kommt es vor, dass Einheimische in der Minderheit sind und sich nicht mehr wohl fühlen. Oft beginnen die Streitigkeiten in der Waschküche. «Nur wir Schweizer putzen wirklich sauber», betont etwa eine Schweizer Verkäuferin in Baden, die sich auch darüber aufregt, dass weder die mazedonischen noch die



Konflikte gehören zum Zusammenleben, sie sind nicht einfach schlecht.

Hanspeter Fent

kosovo-albanischen Nachbarinnen nach zwanzig Jahren Aufenthalt gelernt haben, dass man sich hier nicht einfach «du» sagt: «Die sprechen kaum Deutsch und siezen nicht einmal ihren Hausarzt.»

Das albanische Wort für Brücken heisst «Urat». Und so nennt sich auch das von Caritas Zürich aufgebaute Kontaktnetz, das kosovo-albanische Familien mit Schweizerinnen und Schweizern in Verbindung bringt. Labharts sind eine von sieben Schweizer Familien, die im zürcherischen Wetzikon seit drei Jahren beim Urat-Projekt mitmachen und so mit der kosovo-albanischen Familie Matoshi in Kontakt kamen.

Die beiden Familien treffen sich regelmässig, sei es zum Essen, zu einem Ausflug oder auch, um sich zu helfen. «Es ist ein gegenseitiges Geben und Nehmen», betonen sowohl Christian als auch seine Frau Heidi Labhart. So half er der ältesten Tochter Florije Matoshi beim Schreiben von Bewerbungen, Heidi Labhart vermittelte bei Schwierigkeiten mit dem Lehrer des jüngsten Sohns Burim. Dafür halfen Matoshis der Schweizer Lehrerfamilie tatkräftig beim Einziehen in ihr neues Haus.

Labharts Kinder lieben die kulinarischen Köstlichkeiten, die Mutter Minja Matoshi zu den Treffen mitbringt. Zudem hat die Migrantenfamilie die beiden Schweizer Kinder auch schon in den beliebten Europapark Rust mitgenommen: «So mussten wir gottlob nicht selber in diesen Rummel», gibt Heidi Labhart mit lachenden Augen zu.

NEUE UMFRAGE

Liebe Leserin, lieber Leser

Sind Sie mit Ausländern, die in der Schweiz leben, in Kontakt? Sind Sie als Ausländerin mit Schweizern in Kontakt? Welches sind Ihre Erfahrungen? Erleben Sie diese Begegnung der Kulturen als Chance oder Risiko? Möchten Sie uns von Ihren Erfahrungen berichten?

Bitte senden Sie Ihre Zuschrift an: Redaktion Zeitlupe, Umfrage, Postfach 642, 8027 Zürich.

Jede veröffentlichte Antwort wird mit zwanzig Franken belohnt. Ein-sendeschluss ist der 30. Juli 2001.

Matoshis und die anderen kosovo-albanischen Familien wundern sich manchmal über die Schweizer Familien, die sich durch Urat kennen lernen und die oft aus kirchlichen oder umweltbewussten Kreisen stammen, denn: «Die wenigsten von uns haben ein Auto. Das verstehen sie nicht, ebenso wenig wie wir immer alles bei ihnen verstehen.» Doch Labharts sind trotzdem überzeugt, dass das Vertrauen zueinander wächst. «Wir sind beeindruckt von ihrer Herzlichkeit und Grosszügigkeit und hoffen, dass Matoshis spüren, dass es viele Schweizer gibt, die nichts gegen Ausländer haben.» ■

In Zürich ist im Zentrum «Karl der Grosse» ein interkulturelles Projekt in Gang. Es bringt Einheimischen die vielfältigen Gerüche und Speisen sowie Mythen und Märchen der hier lebenden Migranten und Migrantinnen näher. Das Programm «Andere Länder, andere Küche, andere Geschichten» ist erhältlich über Telefon 01 251 90 70.

Wer sich beim Kontaktnetz «Urat» engagieren möchte, erhält Informationen bei Caritas Zürich, Telefon 01 366 68 68. Nicht nur Familien, gerade auch ältere Einzelpersonen sind willkommen.

Das SOS-Team für interkulturelle Konflikte und Gewalt (TikK) ist erreichbar über Telefon 01 291 65 75.

Siehe auch «Dafür und Dagegen», Seite 20.